

Selphi statt Selfie

Die neue Epidemie des Sich-selbst-Fotografierens hat auch eine philosophische Dimension. Und zwar keine schlechte.

Text: Tobias Hürter

DER PRAGER BURGBERG – zu jeder Jahreszeit überlaufen von Touristen. Es gäbe viel zu sehen und zu fotografieren. Doch die Reisenden richten die Objektive ihrer Handykameras ausgerechnet auf das einzige Motiv, das sie auch überall sonst fotografieren könnten: sich selbst. Die prächtige Stadt wird zur austauschbaren Kulisse. In diesem Fall ist es Prag, es könnte auch Berlin oder Venedig sein.

Auf den ersten Blick ist die Ästhetik der Selfies von frappierender Eintönigkeit. Von halblinks aus Armlänge fotografiert. Frauen eher von oben mit ange-deutetem Duckface oder blitzendem Lächeln, wenn sie ihre Zähne für präsentabel halten, dazu werden die Brüste in Position gebracht. Männer eher von unten, mit entschlossener Miene und angespannter Schulter- und Kiefermuskulatur.

Aber die Monotonie trägt. »Es gibt verschiedenste Arten von Selfies und verschiedenste Gründe, warum Leute sie aufnehmen«, sagt Katrin Tiidenberg, Medienwissenschaftlerin an der Universität Tallinn in Estland und Autorin des kürzlich erschienenen Buches »Selfies: Why We Love (and Hate) Them«. Man kann sich mit unterschiedlichen Absichten selber darstellen. Es muss nicht immer bloße Eitelkeit sein. Man kann sich als Künstler betätigen wollen – mit sich selbst als Kunstobjekt. Man kann damit politischen Protest äußern – und sich dafür selbst in die Waagschale werfen. Man kann mittels eines Selfies

flirten oder scherzen. Manche Menschen benutzen sie schlicht als persönlichere Form des Emoticons. Statt einen Smiley zu whatsappen, lichten sie ihr eigenes Lächeln ab.

Eines haben alle Selfies gemeinsam: Sie sind ein Selbstaussdruck ihres Urhebers – ein ganz und gar autonomer Akt. Man fotografiert, statt fotografiert zu werden. Damit sind sie auch ein Weg, die Hoheit über sich selbst wiederzugewinnen. Eine Frau, mit der Tiidenberg für ihr Buch sprach, sagt von sich: »Ich bin in einer Welt aufgewachsen, in der kaum jemand einmal ein Kompliment gemacht hat. Ich war zutiefst verunsichert in meinem Selbstbild.« Wer in seiner eigenen Wirkung abhängig von seinen Mitmenschen ist, der ist manipulierbar. Mit Selfies kann er sich emanzipieren. Er kann sich schön finden, ohne dass andere ihn schön finden müssen.

Bei alledem kommt es aber auch auf das Feedback an, das Selfies hervorrufen. Sie machen Menschen wahrnehmbar, nicht nur für sich selbst, sondern auch für andere. Tiidenberg hat das Phänomen von Menschen untersucht, die sexuell explizite Fotos von sich selbst auf der Plattform Tumblr posten. Warum exhibitionieren sie sich auf diese Weise? Weil sie sich dann sexy fühlen können. »Das war ganz besonders wichtig für diese Menschen«, sagt Tiidenberg. Es genügt ihnen nicht, die Selfies einfach nur zu machen und zu betrachten. Deshalb teilen sie Fotos, auf

GESCHICHTE DER SELFIES

Als Massenphänomen sind Selfies erst ein paar Jahre jung, doch ihre Geschichte reicht zurück bis zum Beginn der Fotografie. Das erste Selfie war eine der allerersten Fotografien eines Menschen überhaupt – eine »Daguerreotypie« (eine Fotografie auf einer glatt polierten Metalloberfläche) des amerikanischen Foto-Pioniers Robert Cornelius aus dem Jahr 1839. Die Technik war so träge, dass Cornelius Zeit hatte, den Linsendeckel abzunehmen, ins Bild zu laufen, dort eine oder zwei Minuten zu verharren, zurückzulaufen und die Linse wieder abzudecken. Im Jahr 2003 erschien das erste Handy mit einer Frontkamera – also auf der Seite des Displays. Damit war die technische Voraussetzung für den Selfie-Boom geschaffen. Die meisten Selfies pro Kopf werden laut einer Erhebung des »Time Magazine« in der philippinischen Großstadt Makati geschossen, vielleicht weil es in dem Wirtschafts- und Finanzzentrum sonst nicht viel zu fotografieren gibt.

denen sie aus ziemlich privater Perspektive zu sehen sind. Sexy sein bedeutet nicht, sich selbst sexy zu finden, sondern sexy gefunden zu werden.

Es gibt verschiedene Plattformen, um Selfies hochzuladen, und auf jeder gibt es verschiedene Gebrauchspraktiken und diverse Communities. Manche Nutzer verwenden Instagram eher als Familienalbum. Sie haben ihren Account privat geschaltet und damit vor fremden Blicken abgeschottet. Anderen geht es gerade darum, die Blicke auf sich zu ziehen. Kim Kardashians Selfies sind sicherlich keine authentischen Dokumente ihres Privatlebens, sondern Teil eines Geschäftsmodells. Zudem ist Instagram inzwischen auch eine Beziehungsanbahnungsplattform.

Eine Frau namens Rachel, mit der Tiidenberg für ihr Buch sprach, erklärte, wie Selfies ihr Selbstwertgefühl stärkten: »Als ich in meinen 20ern und 30ern war, hielt ich mich nie für gut genug aussehend. Jetzt, in meinen 40ern, da mein Körper nach allen Maßstäben altersschwach wird, finde ich mich okay. Ich sehe ziemlich okay aus. Das liegt daran, dass ich auf Tumblr bestätigt kriegte, dass ich immer noch sexuell attraktiv sein kann.« Selfies können eine geradezu therapeutische Wirkung haben.

Doch dieser heilsame Effekt hat auch seine Tücken, denn er schafft neue Abhängigkeiten. Die Bestätigungen kommen meist von Fremden. Es scheint fast, als gebe es in den sozialen Medien eine Art Bestätigungskultur: Jeder sagt jedem immer wieder mit Likes und Kudos und Herzchen, wie schön und erfolgreich er ist. »Ich glaube allerdings nicht«, sagt Tiidenberg, »dass diese Kultur mit den sozialen Medien entstanden ist. Sie wird dort nur sichtbarer und besser quantifizierbar.«

Auf Facebook und Instagram können wir Likes zählen, und Menschen können die Zahl der von ihnen eingehendsten Bestätigungen mit der anderer Menschen vergleichen. Doch das Grundbedürfnis war schon da. Menschen waren immer schon soziale Wesen, angewiesen auf die Bestätigung durch ihre Mitmenschen.

Das Bedürfnis ist so alt wie die Menschheit, das Phänomen ist jung. Vor 20 Jahren war es noch unüblich, eine Kamera auf sich selbst zu richten. Das Wort »Selfie« gibt es erst seit Anfang des 21. Jahrhunderts, und erst seit ein paar Jahren hat es sich im allgemeinen Sprachgebrauch etabliert. Pioniere des Sichselbst-Fotografierens waren die Astronauten. Bereits im Jahr 1966 auf der Mission Gemini 12 begründete der amerikanische Astronaut Buzz Aldrin das Genre, das man heute »Space Selfie« nennt. Den Durchbruch in die Populärkultur schaffte das Selfie mit jenem Foto, das der japanische Astronaut Akihiko Hoshide im September 2012 bei einem Weltraumspaziergang von der Internationalen Raumstation ISS von sich aufnahm. Es wurde zur Vorlage unzähliger Selfies weltweit, bis zu jenen aus Prag und Venedig.

IN DER KUNST gibt es seit jeher die Form des Selbstporträts, in der die Künstler eine neue Perspektive auf sich selbst gewinnen – und mit dem Betrachter teilen wollen. »Sie haben dieselbe Funktion wie Selfies«, sagt Tiidenberg. Künstler wie Rembrandt, Frida Kahlo, der amerikanische Pop-Artist Andy Warhol und viele andere machten Selfies, bevor es das Wort gab. »Sie wollten damit die Veränderungen in

ihrem Aussehen zeigen«, sagt Tiidenberg. Doch da gibt es noch ein tieferes Motiv: Die Suche nach sich selbst. Der Wunsch, sich selbst – den Menschen, der man ist – zu ergründen. Ein Selfie hat auch eine philosophische Seite: Es ist das »*Gnothi seauton*« (Erkenne dich selbst) fürs Volk. Jedes Selfie ist auch ein »Selphi«: ein Moment der Selbsterkenntnis. Im Selfie tut ein Mensch, was nur Menschen können, er tritt aus sich heraus, reflektiert sein eigenes Dasein und bleibt doch ganz er selbst. Manche Klassiker der Philosophiegeschichte, wie etwa die »Bekenntnisse« des Augustinus von Hippo (354–430), sind nichts anderes als geschriebene Selfies.

WENN ALSO SELFIES solch eine tolle Sache sind, warum haben sie dann noch immer das Image von Albernheit und Nebensächlichkeit? Dahinter stecke ein sozialer Machtkampf, vermutet Tiidenberg: »Selfies sind besonders eine Sache junger Frauen und Mädchen, also einer Gruppe von Menschen, die traditionell keine Kontrolle darüber hatten, wie sie gesehen wurden. Sie wurden entweder gar nicht wahrgenommen, oder die Wahrnehmung ihrer Person wurde von anderen bestimmt, vielleicht von einem Fotografen oder einer Model-Agentur.« Wer den Schönheitsstandards nicht entsprach, zu dick oder zu dünn war, Narben oder eine schiefe Nase hatte, der hatte kaum eine Chance auf Anerkennung für sein Aussehen.

»Nun haben all diese Menschen Kameras und richten sie auf sich selbst«, sagt Tiidenberg, »sie können zumindest versuchen, ihre Sichtbarkeit zu gestalten.« Sie können zeigen, dass sie sich schön finden, und haben die Chance, auch von anderen so wahrgenommen zu werden. So gewinnen sie einen Teil der Hoheit über sich selbst. Damit verlieren andere die Macht über sie – und versuchen womöglich, die Selfies lächerlich zu machen.

Wer aber durch seine Selfies zu neuer Selbstsicherheit gefunden hat, der kann gelassen zurücklachen. Und vielleicht findet er auch die Zeit und Ruhe, sich Prag und andere Reiseziele in ihrer ganzen Pracht anzuschauen. ■

Lektüre

Katrin Tiidenberg
**SELFIES: WHY WE LOVE
 (AND HATE) THEM**
 Emerald Publishing, 2018
 Soziologische Studie über Selfies
 mit zahlreichen Interviews.